

Der Notacker

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **4 (1942)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

4. Jahrgang

1942

4. Heft

Der Notacker.

Von Josef Reinhart.

Es lag nicht im Wesen meines Vater, einem Acker, der viel Sorge brachte, den Namen Notacker aufzuprägen. Vielleicht hatte die Mutter einmal so gesagt, und fast nur von ihr habe ich etwas aus der Geschichte dieses Ackers droben am Hange vor dem Wald vernommen. Wenn dem jungen Sprengel die Hacke schwer geworden, so konnte die Mutter mit einem Worte von der Mühsal sprechen, die unser Vater mit dem Acker schon gehabt:

«Schäm dich, Bub; wenn du wüsstest, wie manchen Kratten Steine der Vater schon an den Bach hinaus getragen; wenn du wüsstest, wie er in nassen Schuhen, gar nachts im Wetter mit der Laterne dem Bach gewehrt, dass er nicht mit Schutt und Wust ins Korn gefallen, ja, dann wär dir die Hacke nicht zu schwer!»

Wie manchmal war ich selbst dabei und hörte des Vaters Schelten, wenn das Säch des Pfluges am steilen Hang wehhaft am Ackersteine ächzte. Ich hörte den Vater schelten; doch galt der Zorn niemals dem mageren Acker, der Unwille galt dem Knecht, dem Buben, der vorn am Ackerzug die Leitkuh über die Furche treten liess. Harte Worte hat der Acker selber nie vernehmen müssen.

Nicht einmal im dreiundneunziger Jahr, im trockenen Sommer, da wir den ganzen Heuertrag des Notackers auf einer Bahre nach Hause brachten, erfuhr der Acker ein hartes Wort. Aber ich weiss noch, wie es war, als endlich im August der Himmel sich mit Regenwolken überzog und die ersten Tropfen niederfielen, wie der Vater mit der Hacke hinausging und am Rand des Ackers wartete. Ich sah, wie seine Züge sich erheiterten, als die trockene Kruste unter dem Trank des Himmels weich sich löste und ein warmer Odem dem Mund des Ackers entstieg, als ob er aufatmend für die Erquickung dankte.

Notacker, Sorgenacker hätte man auch sagen können; aber der Bauer hätte das nicht gern gehört, und wenn dieser Sorgenacker dem Vater auch manche Stunde des Schlafes raubte, so war er ihm lieber als die tiefgründigen, fetten Aecker drunten in der Ebene. Das ist viel gesagt und ist doch wahr; wie manchen Sonntagnachmittag ist er mit der Mutter dort hinaus gegangen! Und ich glaube, ein wenig Freude und Stolz hat aus des Vaters Augen geleuchtet, wenn er gesehen, wie die Saat erronnen. Ich weiss noch, wie wir an einem Ostertage droben am Rand des Ackers standen, wie er sich vornüber beugte und mir anbefahl, ein gleiches zu tun, damit ich sehen könnte, wie die Millionen Spitzchen rötlich, des Lichtes froh, in die Sonntagssonne

glühten. «Schön das, he», so sagte der Vater leise, und auf seinem Gesicht lag mehr Sonne als sonst am Werktag. Dann stand er noch eine Weile sinnend am Rand des Ackers, drückte etwa mit dem Schuh behutsam einen harten Erdknollen breit.

Gewiss, es lag eine Art von Andacht in der Haltung meines Vaters. Es war, als ob er lauschte, als ob der Acker sprechen könnte; ja, ich glaube, die beiden, der Acker und der Vater, neigten sich zueinander wie gute Kameraden. Und der Acker dankte und sagte: «Hast nicht umsonst gesorgt, ich will das meine tun, du sollst zufrieden sein mit mir.»

Auf dieses freundliche Erlebnis folgte ein anderes, das sich mit ihm verknüpfte, wie Segen und Heimsuchung einander folgen. An einem Abend, nach einem schwülen Tage, brach über die Berge ein Gewitter auf das Land herab, und aus den schweren Wolken barst der Regen und sackte in das Tal herein. Unser Vater musste an diesem Abend einem Stücklein Vieh in seiner Not beistehen. Ich sah im dämmerigen Raume, wie er einmal und wieder einmal durch die offene Türe nach der stürzenden Wand des Regens hinaussah. Ein Rauschen, ein Brausen drang wie das Aechzen der Luft vom Hügel herein an unser Ohr. Der Vater hielt den Atem an und sagte vor sich hin: «Der Bach, der Acker!» Und wirklich, als wir später mit der Laterne durch den Regen hinaufstiegen, bot sich unsern Augen das Bild der Verwüstung. Der Bach war über das Steinwehr hinausgesprungen; wie ein wildes Tier hatte er sich mit seinen Tatzen in das Fleisch des Ackers eingegraben und hatte eine tiefe Wunde gefressen. Der Vater stand neben mir; ich sah, wie die Flamme in der Laterne flackerte. Nur ein Wort sprach der Vater:

«Gottsnamen, gelt du!»

Er sagte es nicht zu mir, ich weiss, er sagte es zu seinem Acker. Am andern Tage, früh schon, sah der Vater an seinen Acker hinauf. Der Zufall wollte es, dass heute die Milchgemeinde mit einem neuen Käser aufgeboten war. Es galt, den höchsten Preis für unser Mulchen zu besprechen. «Willst nicht gehen?» fragte die Mutter. Er schüttelte den Kopf und deutete nach dem Acker hinauf. Und dann begann das strenge Tagwerk. Mit dem Karren schafften wir aus der Tiefe die herabgeschwemmte Erde an den Hügel; ich sah, wie die Lenkstangen den Vater hügelan in die Seiten stiessen. An diesem Tage gab es keinen Imbiss, eine einzige Sorge drängte den Vater, dem Acker beizustehen, der mit seiner tiefen Wunde an das Herz des Bauern rührte. Aber mit jeder Schaufel, die der Vater behutsam in die Rinnen legte, ward es heiterer auf seinen Zügen, und am Abend, als wir das Werk betrachteten und der Acker seine alte Erde wieder hatte, meinte ich wiederum zu sehen, wie der Vater nickte, fast beglückt, wie zu einem Freunde, der ihm dankt für seine Hilfe.

Das Bild dieses Ackers steht wieder deutlicher als je vor meinen Augen, seit ich weiss, dass in unserem Lande tausend solcher Notäcker um Freundschaft werben. Wir hatten diese Freundschaft ein wenig vergessen über dem Betrieb der neuen Zeit, wir andern, die nicht mehr die Hacke rührten. Aber vielleicht erwacht aus dieser erneuten Freundschaft mit den Aeckern eine Bereicherung unseres Lebens.

Wenn wir uns um ein Plätzchen Erde mühen und liebevoll nach ihm uns bücken, wird ihr inneres Wesen aus der Tiefe zu uns sprechen. Wir ver-

spüren den Atem der ewigen Kräfte, die kein Krieg vergiften kann, wir hören Stimmen wie Geschichten und Sagen aus den Zeiten, da unsere Väter diesen Boden betreuten. Und nach dem sorgenden Betreuen des Werktags wird uns der Feierabend, der Sonntag im Lauschen und Betrachten eine Beglückung bringen, die der lärmende Umtrieb der Welt nicht bringt.

's Acherfäld.

Von Fritz Spaeti.

Isch nit die ganzi, witi Wält
 Ei riesig grosses Acherfäld,
 Wo jedes a sim Plätzli steit
 Und d'Sömli teuf i Bode leit,
 Und wo me mit der beste Chraft
 Vom Morge früeh bis z'Obe schafft?
 Zwor gohts derbi nit jedem glich,
 Der eint blibt arm, der eint wird rich,
 Do fuehrt me volli Wäge hei,
 Dört het me nüt als Dörn und Stei.
 E mänge möcht zuem Zwifile cho
 Und frogt si, isch es rächt eso?
 Jä lueg, 's wird wohl so müesse si,
 So tröst di Gott und schick di dri,
 Für jedes chunnt emol der Tag,
 Wo au sis Plätzli grüene mag,
 Bim einte früeh, bim andre spot,
 Vielleicht au erst bim Oberrot.
 Drum früsch a Pflueg und gib nit noh,
 Au di Teil muess zuem Blüie cho.

Zum Anbauweck.

Nach einem Vortrag von Dr. F. T. Wahlen.

Das Jahr 1942 steht unter der Losung «Brot um jeden Preis». Das Ziel, auf das wir unentwegt hinsteuern müssen, ist die vollständige Nahrungsmittelautarkie. Zwangsläufig muss ein grösserer Teil des Mehranbaues vorerst durch die alten Ackerbaugebiete getragen werden, während sich in den früher reinen Graswirtschaften Jahr für Jahr die Voraussetzungen für eine weitere Ausdehnung verbessern. Richtschnur muss das Bestreben bleiben, den Ackerbau überall organisch in das Betriebsganze hineinzufügen und ihn zum vornehmere als bleibenden Betriebszweig zu betrachten, der die Kriegsverhältnisse überdauern wird. Deshalb ist auch der Bedeutung der einzelnen Kulturen innerhalb der Fruchtfolge und der Technik alle Aufmerksamkeit zu schenken. Das Ziel ist, den unter den Bedingungen der unmittelbaren Vorkriegsjahre optimal möglichen Ackerbau zu ermitteln, d. h. jene Ackerbau-